

Raschid al-Daïf

Das Meer pflastern (*Tablît al-bahr*)

S. 97ff.

Im Oktober 1883 sollte es losgehen. Es war das Jahr nach der Niederschlagung der Urabi-Revolute durch britische Besatzungstruppen in Ägypten. Am Nil wütete eine furchtbare Choleraepidemie. Nachdem diese etwas abgeklungen war, bestiegen sie das erste Handelsschiff, das nach der Seuche Passagiere mitnahm. Es war ein englisches.

Drei junge Männer. Studenten der Amerikanischen Universität. Keiner von ihnen hatte je eine Schiffsreise gemacht. Keiner von ihnen konnte schwimmen. Sie hatten davon gehört, dass die Auswanderung vom Libanon-Gebirge grausam war, doch jetzt erlebten sie es selbst. An Bord waren Hunderte von Emigranten, die auch zum ersten Mal eine Schiffsreise machten. Ja, die meisten von ihnen sahen zum ersten Mal das Meer. Und sie witzelten, jeder auf seine Art: Der eine wünschte es sich als Acker, auf dem er Kartoffeln anbauen konnte. (Kartoffeln waren damals in den syrischen Landen noch relativ neu. Zum ersten Mal wurden sie in einem Dorf namens Ehden angebaut. Isaak Bird, ein protestantischer Missionar, hatte sie im Jahre 1827 mitgebracht. Danach breiteten sie sich in der gesamten Region aus.) Ein anderer wünschte es sich voller Öl, genug für seine Kibbeh najja^{*}. Noch ein anderer träumte von all dem Wasser als Süsswasser, um damit seine Felder zu bewässern.

Diese Leute von den Bergen fanden das Meer riesig gross. Niemand auf der weiten Welt wäre in der Lage, es zu pflastern. Daraus entstand der Ausdruck: „Pflastere doch das Meer!“. Und das hiess: „Vergiss es! Das schaffst du nie!“

Es waren also Menschen vom Dorf, die den Ausdruck „Pflastere doch das Meer!“ schufen. So Dschurdschi Saidâns Folgerung. Und diese Beobachtung führte ihn zu einer ausgiebigen Diskussion über Gegenwart und Zukunft der arabischen Sprache. Gemeinsam war den drei Freunden die Zuversicht, dass die arabische Sprache bald ihre Trägheit überwinden werde, an der sie seit fünf Jahrhunderten litt. Wenn ihre Völker sich aufmachten, die Meere bereisten und die Erde erkundeten und sich die zivilisatorischen Schätze der fortgeschrittenen Völker aneigneten, wenn sie Geld und vielfältige Erfahrungen mit in ihre Heimat zurückbrächten, könnten sie diese bereichern.

Wie zeitgemäss war die arabische Sprache? Die Debatte darum wurde in den intellektuellen Milieus nicht selten hitzig geführt, besonders in den von jesuitischen und protestantischen Missionaren gegründeten Schulen und Universitäten. Ebenso in Kreisen der sich allmählich entwickelnden Presse.

Die Anwälte des Arabischen wurden immer zahlreicher, und zwar in allen Kreisen, christlichen wie muslimischen. Druckereien florierten, und Beirut machte sich daran, die Hauptstadt des Verlagswesens im Orient zu werden.

Welches Niveau der Sprache sollte es sein? Welches Vokabular? Welche Idiomatik? Welcher Stil? Seit Jahrhunderten existierte die arabische Sprache nur in Büchern, und ohne den

* beliebtes libanesisches Gericht

Einfluss des Korans auf das Gemüt der Araber, Muslime wie Christen, hoch und niedrig, wäre sie längst gestorben und verschwunden, abgelöst vom Türkischen, der Sprache der osmanischen Herrschaft.

Der Ausdruck „Pflastere doch das Meer!“ regte die drei Medizinstudenten zu solcherlei linguistischen Überlegungen an. Das war nicht befremdlich. Zur damaligen Zeit waren Sprache und Literatur bei Ärzten Teil des Studiums.

Allen drei war wohlbekannt, dass schon Butros al-Bustani, den man den „Lehrer“ nannte, diese Themen mit Nâsif al-Jâsidschi, dem Dichter der arabischen Renaissance, und mit dem amerikanischen Missionar Elie Smith ausführlich und detailliert erörtert hatte. Smith war der Leiter jener Kommission gewesen, die mit der Übersetzung der Heiligen Schrift beauftragt war. Sein Nachfolger wurde, nach seinem Tod im Jahre 1859, der Missionar Cornelius van Dijk. Sie alle hatten sich dafür entschieden, das Arabische zu entlasten, eine gleichzeitig klare und vereinfachte Sprache zu benutzen.

Mein Gott, Fâris!

Fâris kannte die Debatte um das Arabische, diese Sprache, die er liebte und deren Belebung ihn und sein Volk belebte.

Mein Gott, Fâris! Das Arabische wird triumphieren!

Seine Professoren hatten sich vor den Studenten immer optimistisch gezeigt. Dies aus zahlreichen Gründen: Das Arabische war die Sprache des Korans und diejenige der Leute. Das Osmanensultanat war von den europäischen Mächten zur Aufteilung verdammt, und der Sieg des Arabischen bedeutete einen Schritt auf diesem Weg. Man befand sich zudem in der Epoche der Nationalismen. Nationalistische Ideologien florierten, besonders in Europa und Amerika. Und arabische und syrische Intellektuelle übernahmen diese Konzepte gierig. Die arabische Sprache als grossartiges nationales Bindemittel und eine Waffe, der gegenüber das Türkische machtlos wäre.

Drei junge Männer aus der Amerikanischen Universität. Alle drei sprechen Arabisch, Türkisch, Französisch und Englisch. Sie sind europäisch gekleidet: Hose, Hemd, darüber ein Jackett. Nur die Kopfbedeckung ist anders: ein roter osmanischer Fes. Sie hätten Ausländer sein können. Ja, der Eigentümer des kleinen Bootes, das sie vom Kai zum Schiff brachte, sprach sie zunächst mit den wenigen Brocken Englisch an, die er aus seinen Kontakten mit Ausländern kannte. Europäische Kleidung war noch nicht weit verbreitet. In den meisten Familien war es den Kindern nicht erlaubt, die traditionelle türkische durch europäische Bekleidung zu ersetzen. Das führte nur zu Gerede und Spott bei den einfachen Leuten. Und so erlaubten sich nur wenige diese gravierende äusserliche Veränderung, und das erst nach langem Zögern.

Leider war das Schiff, mit dem sie fuhren, mit Vieh beladen und stank bestialisch. Darüber waren sie zunächst überrascht, dann wütend. Doch wie sollten sie ihren Zorn dem Agenten mitteilen, der ihnen die Fahrkarten angedreht hatte. Es sei ein Luxusdampfer, hatte er ihnen versichert, die meisten Passagiere seien Europäer, und die Klasse, in der sie reisten, sei so gut wie die erste: sauber, hervorragender Service und gutes Essen. Bei solchen Aussichten hatten sie gern den verlangten Preis bezahlt. Fâris hatte sich an Dschurdschis Fahrkarte beteiligt, was dieser zunächst nicht annehmen wollte. Erst als Fâris ihn bei ihrer Freundschaft beschwor, gab er nach.

Die Überraschung war wirklich gewaltig. Es war ein übler Trick, wegen dessen sie die meiste Zeit auf Deck verbrachten und den sie zum Ausgangspunkt für eine Debatte über Aufrichtigkeit und Verlogenheit in der ganzen Region Syrien machten.

Nicht wenige amerikanische Missionare hatten aus ihrer Meinung darüber keinen Hehl gemacht. Von einigen war sogar zu lesen, die Verlogenheit gehöre zu den grundlegenden Eigenschaften der Syrer. Manche ihrer Professoren an der Medizinischen Fakultät hatten ihnen das im Unterricht erklärt, besonders Dr. Boost, über den sie sich, mit Namensnennung, während des Streiks bei der „Vertreterorganisation“ beschwert hatten. „Werdet ja nicht wie die übrige Bevölkerung in eurem Land!“ mahnte er immer wieder und erzählte ihnen von seinen Problemen mit Händlern aller Art. Ihm war das Feilschen fremd. In Amerika gebe es feste Preise, und niemand diskutiere. Wenn Boost auf dem Markt etwas einkaufen musste, kam er immer wütend zurück und zitierte gern einen Missionar, der über die Bewohner dieses Landes geschrieben habe: Die Verlogenheit wohnt diesen Leuten inne. Sie ist für sie eine biologische Notwendigkeit, wie Wasser und Luft. Kein Händler sei ehrlich, kein Arbeiter, kein Schmied, kein Schreiner, kein Bauarbeiter, kein Schneider, niemand.

„Die Ehrlichkeit in Worten und Taten ist Bestandteil des wahren Glaubens“, predigte er ihnen unablässig.

Dabei wünschte Boost sich seine Studenten offenbar zunächst als Gläubige, während sie selbst zunächst gute Bürger sein wollten. Wahrer Glaube und echter Bürgersinn waren für sie ein und dasselbe. Genau genommen war das auch die Überzeugung von Dr. Boost, Dr. Bliss, dem Rektor der Universität, und anderen, aber eben als Amerikaner. Sie glaubten, dass der wahre Christ, also der Protestant, der wahre Amerikaner, und dass der wahre Amerikaner der Protestant sei.

Die drei führten endlose Gespräche und Debatten über die Verlogenheit der Bewohner ihres Landes, die nie ehrlich waren, weder bei Versprechen noch bei Verabredungen, bei nichts.

„Sogar meine Mutter hat gelogen!“ rief Fâris wütend, und plötzlich und unvermittelt schluchzte er angesichts aller, die auf Deck standen, hemmungslos und völlig unkontrolliert los. Auch Dschurdschi Saidân und Amîr Falihân stiegen die Tränen in die Augen. Sie starrten ihn an. Weinte er über seine Mutter, die noch kein Jahr tot war, oder über sich selbst und vielleicht auch über seine beiden Freunde?

Ja, auch seine Mutter habe gelogen, sagte er. Bei ihren Nachbarn habe einmal ein Europäer übernachtet. Der habe die Satteltasche seines Pferdes mit seiner Uhr drin vor dem Haus stehen lassen. Eine Uhr war damals ein Vermögen wert. Am folgenden Morgen hat er sie nicht mehr gefunden. Fâris war überzeugt, dass seine Mutter sie gestohlen hatte. Sie sei bei einem Uhrenhändler gewesen, erfuhr er später, und habe sie ihm verkauft. Das war damals, als die Familie schon einige Zeit nichts mehr von seinem Vater gehört hatte.

„Wenn ein Mensch in Not etwas Falsches sagt, ist das nicht Verlogenheit“, tröstete Dschurdschi ihn.

„Doch!!“ erwiderte Fâris und erzählte weiter. Er hatte gehört, wie die Nachbarn sie fragten. Aber sie wollte von nichts etwas wissen und schwor bei Gott, Jesus Christus und der Jungfrau Maria, sie habe keine Uhr gesehen oder in der Hand gehabt, sie sei nicht einmal der Satteltasche nahe gekommen.

Unsere Familien belügen uns von unserer Geburt an. Wenn ihr nicht schläft, frisst euch der Wolf, habe die Mutter ihm und seinen Geschwistern als Kindern immer gesagt.

„Welcher Wolf denn?“ schrie er, so laut er konnte, vom Deck des Schiffs Richtung Küste, Richtung Beirut, dorthin, wo er zuhause war. „Kein Wolf hat uns gefressen, Mama. Das Meer hat uns verschlungen. Das Meer verschlingt mich jetzt, Mama, das schon vor Jahren Papa verschlungen hat. Und du hast jetzt deine ewige Ruhe, nachdem die Erde dich verschlungen hat.“

Fâris betrachtete sich nicht als Emigranten. Er sah sich als Studenten, der zur Fortsetzung seines Studiums nach New York reiste, wo sein Vater wohnte und arbeitete. Danach würde er zurückkehren, um sich eine Zukunft aufzubauen und für den Fortschritt seines Landes zu arbeiten.

Dschurdschi Saidân ging es ähnlich. Er wusste nicht, was die Zukunft für ihn bereithielt. Auch nicht, welcher stolzen und ehrenvollen Platz die Geschichte der arabischen Kultur für ihn vorgesehen hatte.

Fâris wischte sich die Augen und schneuzte sich. Er hatte sich gefasst. Seine beiden Freunde weinten verhalten und ruhig. Die anderen Mitreisenden standen noch immer mit dem Rücken zu ihnen, wie zuvor. Fâris beugte sich zu seinen Freunden und flüsterte: „Geloben wir einander, dass wir nach Abschluss unseres Studiums in unser Land zurückkehren werden.“

„He, los! Auf geht's!

Dann wieder feierlicher, denn die Angelegenheit war ernst und verlangte Würde. Es war ein schicksalsträchtiger Augenblick.

„Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen“, begann er mit klarer, aber gedämpfter Stimme, „dass ich nach Erhalt meines Diploms in mein geheiligtes Land zurückkehren werde, um an seinem Aufbau mitzuwirken in Stadt und Land.“

Und im selben Ton wiederholten Dschurdschi und Amîn das Gelübde. Niemand sollte sie hören, besonders nicht der Zollbeamte, der gerade an Deck gekommen war, um sich von der Gültigkeit der Reisedokumente zu überzeugen. Es war schon die dritte derartige Kontrolle. Die erste war beim Passieren des Zollgebäudes erfolgt, wo jeder von ihnen eine halbe Madschidîja (die damalige osmanische Währung) bezahlt hatte. Man legte sie unter den Pass, den man dem diensttuenden Beamten reichte. Auf dem kleinen Boot, das sie vom Kai zum Schiff brachte, wiederholte sich dieselbe Prozedur. Sie reichten dem Inspektor die Pässe, diesmal mit einer ganzen Madschidîja. Und nun ging es ein drittes Mal los, nochmals Pässe und Geld, damit der Beamte bestätigte, dass alles seine Richtigkeit hatte.

Hier auf Deck könnten sie sich weigern, Bakschisch zu bezahlen, hatten sie geglaubt. Sozusagen eine kämpferische Aktion gegen die in Verwaltung und Gesellschaft grassierende Korruption. Doch der Adjutant des Kapitäns, der den Hafen von Beirut gut kannte, wollte keine Probleme und wies die drei auf die Gefahr einer solchen Weigerung hin. Der Beamte sei durchaus imstande, das Schiff am Auslaufen zu hindern oder ihnen die Abreise zu verwehren und sie zurück an Land zu nehmen, selbst wenn das ungesetzlich wäre.

Schliesslich setzte sich das Schiff in Bewegung. Es verliess den Hafen. Beirut entfernte sich langsam. Und nachdem Dschurdschi und Amîn ihre Tränen abgewischt hatten, begannen sie, über den Nutzen eines Aufenthalts in der Fremde für die Entwicklung der Heimat zu philosophieren.

Dschurdschi Saidân und Amîn Farihân wollten ihr Studium an der Kasr-al-Aini-Universität in Kairo fortsetzen, einer der beiden angesehenen Schulen für das Medizinstudium. Mit Gottes Hilfe würden sie nach Beirut zurückkehren und dort ihrem Volke gegenüber ihre Pflicht

erfüllen. Aber selbst wenn sie in Ägypten arbeiteten, wäre das von nationalem Nutzen. Schliesslich war Ägypten das Land der Kinâna und Kairo die Stadt des Fatimidenkalifen al-Muis.

Fâris wollte in ein fernes Land gehen, nach Amerika.

Beirut [Riad El-Rayyes Books], 2011